

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 29

**Artikel:** Das englische Heer  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-638991>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gefangen, ein Streicheln des glatten Felles der drei Pferde, die ihren Hausrat fortführten, das war alles.

Martin war es nicht so leicht geworden. Mit manchem Würzelnchen war er festgewachsen. Er mußte eines nach dem andern lösen. Er ging im Garten zu jedem der jungen Bäumchen, die er gepflegt, und die paar Apfelblüten, die eine erste bescheidene Ernte versprochen, berührte er zärtlich mit der Hand, als wären sie in Freundschaft verbunden gewesen. Die Stiefmütterchen, die er gesät und gepflanzt, nickten freundlich abschiednehmend in ihrer bunten Pracht, steckten die Köpfe zusammen und berieten sich über Martins feuchte Augen. Seinen Bienen hatte er Lebewohl gesagt und den Hühnern ein letztesmal die gelben Körner hingeworfen. Sie hatten sich darauf gestürzt wie immer und des Gebers vergessen.

Martin war am Abend vor dem Abschied langsam die Allee entlang gegangen und hatte den schmeichelnden Frühlingsduft eingeatmet und den herben, kühlen Atem der Erde an seinen heißen Augen gefühlt. Schon lag das Vergangene hinter ihm wie eine Insel, die er nicht mehr betreten würde. Schwer und lastend, riesengroß, fast drohend, wartete die Zukunft am Wege. Was hielt sie verborgen? Was säte sie auf seinen Acker?

Lis war nicht da, um mit schmeichelndem Finger ihm rosenrote Wölklein auf seinen Himmel zu malen, um ein Heimweh, das ihn jetzt schon packte, hinwegzulächeln. Sie fehlte, und Martin mußte seine Gedanken gewaltsam bezwingen.

Auch Sepp hatte Martin Lebewohl gesagt. Da aber der Weg von Narbach zu dem kleinen Waldhäuschen ein längerer und mühevollerer gewesen, als der Weg von der Stadt her sein würde, war es kein Abschied gewesen. Aber Martin trennte sich von allem, was seine Jugend bedeutete. Er ließ sein eigentliches Sein zurück, und er fühlte es mit tiefer Wehmut, daß er nun, wollte er stark bleiben und vorwärts kommen, keine Stunde mehr hinabsteigen dürfe in den tiefen Brunnen seiner Kindheit, wo die Aepfelchen an den Bäumen gerufen hatten: Pflücke mich, und wo die Trauben ihn gelockt hatten: Pflücke mich, und wo er endlich bis zum silbernenen Schloß gelangt war, wo seine Träume

wohnten und er bei „Herr und Frau“ hatte essen und schlafen dürfen. Das war vorbei, ganz vorbei.

Sepp hatte nicht viel gesagt. Was hätte er auch sagen sollen, was Martin nicht selber wußte? Unternahm er es, ein neuer, anderer Martin zu werden, so war das seine Sache, sagte sich der Alte. Das Eichhörnchen steckte dahinter, da war kein Zweifel. Aber der Martin war glücklich, und was wollte der Mensch mehr? Sepp paffte und paffte und sprach nicht, und auch Martin schwieg. Was geht's einem an, dachte der Alte weiter, auf welche Weise einer glücklich sein will? Die Menschen laufen auf kuriosen Wegen, und erst hinterher merken sie, daß die Richtung falsch war. Dann gehen ihnen die Augen auf, und dann sehen sie doppelt scharf und grell, daß sie sich geirrt. Und dann kommt's darauf an, was einer wert ist. Entweder er geht mutig weiter und macht aus seinem Leben was er kann. Oder er ist ein Feigling und ein Jammerlappen, hängt sich an andere und saugt sie aus, oder hürdet die Schuld andern auf. „Ich bin selber schuld“, das ist ein kostbares Wort, ein seltenes. Das wird in einem goldenen Schrein in einer Kapelle auf einem hohen Berg aufbewahrt. Darum kommen so wenige dazu, es zu finden und zu erobern und tapfer mit sich fortzunehmen.

„Martin“, sagte Sepp endlich nach dem langen Nachdenken, „ich bin immer glücklich gewesen. Immer. Ich glaube, es liegt am Häuslein. Drum eben habe ich es dir vermacht. Du merkst es nicht, aber viele kleine Teile vom großen Menschheitsglück flimmern darin herum. Du siehst sie nicht, aber sie sind da. Nimm jetzt schon davon mit dir fort, mir bleibt doch genug.“ Er breitete die Arme aus, als wollte er den Segen fangen, legte aber bloß die Hände auf Martins Schultern.

„Und jetzt, Glück auf den Weg. Du kannst dir auch drauhen in der Welt ein Plätzlein schaffen, das dir allein gehört.“

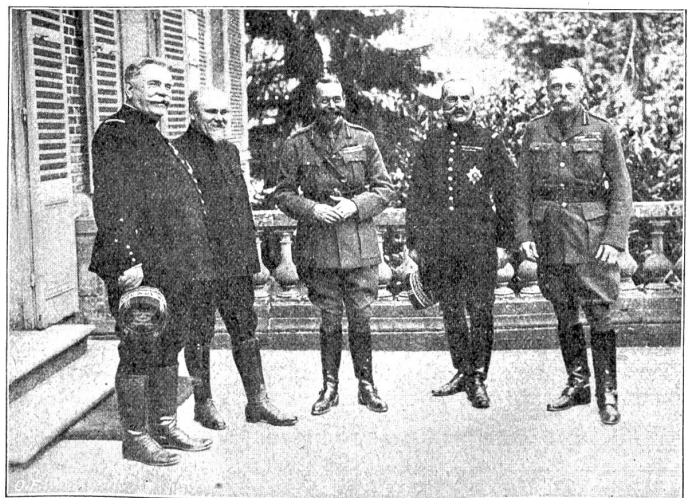
Er ging eine Weile an Martins Seite, der schweigend ein paar Buchnüsse aufhob, die vom letzten Herbst dalagen, oder eine Anemone im seidenen Röcklein pflückte und sich an dem zarten Schleier der grünenden Blätter freute.

„Bleib gesund“, sagte er, wie jedesmal, und Sepp nickte. Dann gingen sie auseinander. Fortf. folgt.

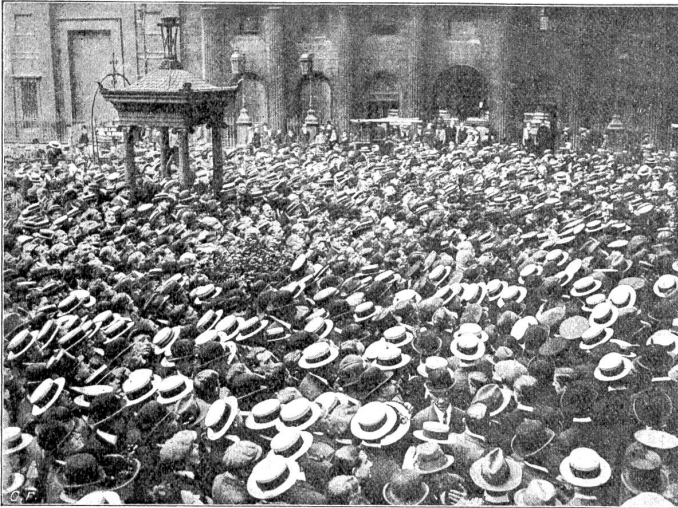
## Das englische Heer.

Julian Grande, der bekannte Berichterstatter englischer Zeitungen in der Schweiz, hat sich schon mit seinem Buch „A Citizen's Army: the Swiss System“, das vor Jahresfrist erschien und in England und Amerika große Beachtung fand, einen Namen gemacht. Nunmehr hat er es übernommen, uns Deutschschweizer mit der Entstehung, dem Wesen, der Organisation und der Ausbildung des gegenwärtigen englischen Riesenheeres bekannt zu machen, sowie mit den Leistungen Englands in diesem gewaltigen Ringen überhaupt\*). Das Buch füllt entschieden eine Lücke aus. Wir sind vielfach über die englischen Verhältnisse zu wenig und zu ungenau orientiert. In hochinteressanter Weise führt uns der Verfasser durch die anfänglichen Schwierigkeiten und

\*) Das Werk betitelt sich: „Großbritannien und sein Heer“ von Julian Grande. Verlag von Art. Institut Dr. Füssli in Zürich. Mit einer Karte der engl. Sommerfront und zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. Preis 4 Fr.



General Joffre, Präsident Poincaré, König Georg, General Souch, General Douglas Haig.



Andrang zu den Freiwilligen-Bureaux.

Mängel, deren rasche Beseitigung das englische Organisationstalent ins richtige Licht rückt. Eine Menge wohlgelegener Reproduktionen von Originalaufnahmen illustriert das geschriebene Wort und hilft das Verständnis für die englischen Riesenleistungen fördern.

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner der weitstreichenden Materie und weiß diese übersichtlich und klar orientierend anzuordnen. Der Stil ist klar, flüssig, unter Weglassung aller schwülstigen Phrasen. Ich habe das Buch mit einer gewissen Voreingenommenheit zur Hand genommen, wurde aber angenehm überrascht. In ähnlichen französischen Erzeugnissen der Kriegsliteratur mußte ich öfters die Erfahrung machen, daß das lebhaft gallische Temperament die Verfasser zu einer oft ekkigen Herabwürdigung des Gegners fortriß. Umso sympathischer berührt der noble, sachlich ruhige Ton in Julian Grandes Werk. Dies hat beim neutralen Leser eine ungleich höhere Wirkung.

Die englische Ausdauer und Zähigkeit sind altbekannt. Wir lernten sie bei der Eroberung Indiens, des Sudans, von Südafrika kennen und in diesem Weltkrieg bei den Operationen in Mesopotamien. Anfängliche Schwierigkeiten und Mißerfolge, sie mochten noch so groß und scheinbar katastrophal sein, entmutigten die Engländer nie. Das gibt's bei diesem zähen Volksschlag gar nicht und ist sicher mit eine Frucht der intensiven sportlichen Entwicklung. Mißerfolge spornten sie im Gegenteil zu noch größern Anstrengungen und Opfern und gründlicherer Vorbereitung an, um das vorgesteckte Ziel doch noch zu erreichen. Und der endliche Erfolg trat fast immer ein. Ob auch diesmal? Sicher ist auf jeden Fall das, daß diese englische Zähigkeit den Krieg verlängert. Aber nur sie war imstande, in der kurzen Zeit so riesengroßes zu schaffen.

In zwölf Kapiteln berichtet der Verfasser von der Schaffung des englischen Riesenheeres, der Aushebung der Freiwilligen, der Kriegsindustrie, der Ausbildung der Artillerieoffiziere und Flieger, dem Sanitätsdienst, den Leistungen der Kolonien und den Kriegssteuern Englands. Den Schluß bildet der im Wortlaut wiedergegebene Generalbericht von General-Feldmarschall Sir Douglas Haig über die Sommeschlacht. Einige interessante Momente greifen wir heraus.

### 1. Die Schaffung des englischen Riesenheeres.

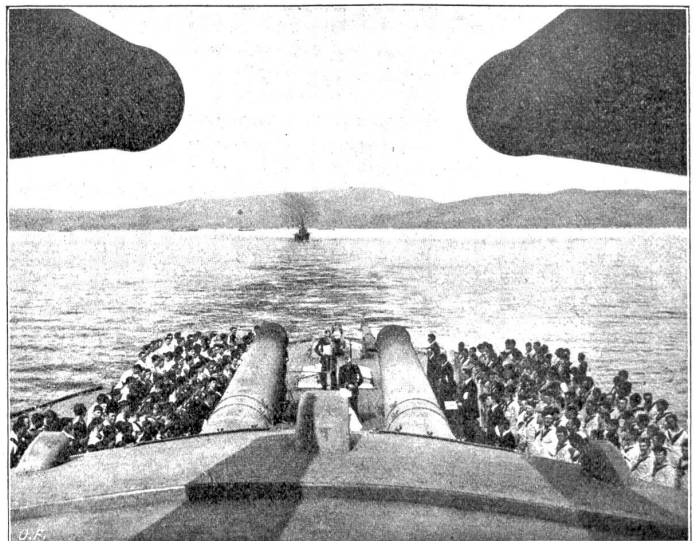
Vor dem Kriege zählte das englische Heer 450,000 Mann, wozu noch eine nur teilweise ausgebildete Ersatztruppe des Landheeres von 250,000 Mann kam. Von diesen rund 700,000 Mann befanden sich 100,000 Mann

in Indien und in andern Kolonien, so daß für die Verteidigung des Mutterlandes nur 600,000 Mann blieben, ein Beweis, wie sehr man in England überzeugt war, den Schutz des Landes mit der Flotte durchzuführen zu können. Auf jeden Fall war England zu Beginn des Krieges, von der Flotte abgesehen, gänzlich ungerüstet.

Als bei Kriegsbeginn Lord Ritchener Kriegsminister wurde, richtete er sofort einen Freiwilligendienst auf drei Jahre ein. Es ist und bleibt für alle Zeiten ein psychologisch merkwürdiges Moment, wie sich in allen Staaten Hunderttausende von Kriegsfreiwilligen stellten, junge Burschen und Familienväter, die alle zum vornherein mit dem Gedanken rechnen mußten, als Kanonenfutter zu dienen. Was trieb sie zu diesem Schritt? Sicher führten Abenteuerlust, Ehrgeiz, persönliche Verumständlungen viele zur Anwerbung. Bei weitaus dem größten Teil war es aber entschieden hohe vaterländische Begeisterung, die man dem modernen Menschen gar nicht zugetraut hätte. Auch in England stellten sich die Freiwilligen massenweise. Vier Wochen nach Kriegsbeginn konnten täglich 30,000 Rekruten eingestellt werden. In der fünften Kriegswoche konnte man allein 175,000 Soldaten für das Landheer anwerben. Wenn vor dem Kriege 500 Personen das Anwerbegeschäft besorgten, wurden jetzt 7000 notwendig. Zudem bildeten sich, ähnlich den kaufmännischen Geschäften, private Anwerbungsbüros.

Unendlich waren anfangs die Schwierigkeiten, aus den angeworbenen Bürgern ein Heer von Soldaten zu bilden. Es fehlte an allem, an Ausrüstungsgegenständen, an Kasernen, namentlich aber auch an Offizieren und Unteroffizieren, die die Ausbildung hätten vornehmen können. In den Zeughäusern befand sich kaum Material für die am ersten halben Tage Angeworbenen. Der Massenandrang von Freiwilligen mußte durch verschärfte Bedingungen gebremst werden. Damit erreichte man aber mehr, als beabsichtigt war. Die Anmeldungen sanken sofort auf einen Drittel, später auf einen Neuntel der anfänglichen Anwerbungen. Schuld war auch die Abflauung der ersten großen Begeisterung.

Nun wurde zur Neubelebung der Freiwilligenwerbung jener riesenhafte Propagandafeldzug unternommen. Jede Familie des Landes wurde brieflich aufgefordert, jemand zum Heer zu stellen. Antwort wurde strikte verlangt. Diese Riesenarbeit wurde in Verbindung mit den Vorständen der politischen Parteien bewältigt. Man verschickte über acht Millionen Briefe, über 54 Millionen Botschaften, Aufrufe und Flugblätter und in über zwölftausend Volksversamm-

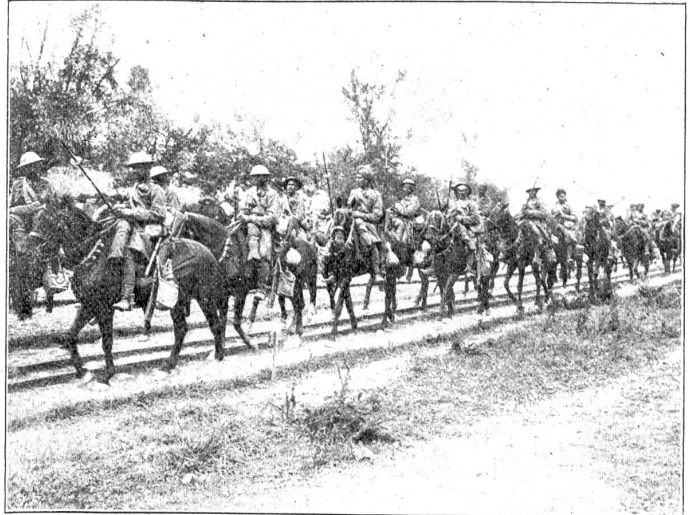


Gottesdienst an Bord eines englischen Kriegsschiffes.

lungen wurden mehr als 20,000 Reden gehalten. Wirklicher als die glänzendsten Reden waren aber die deutschen Luftangriffe und das Lusitaniaunglück, die der Armee unzählige Erbitterte zu führten.

Großen Erfolg hatte auch die Schaffung der sogenannten „Freundenbataillone“, die von Gemeindebehörden oder Privaten ausgehoben werden konnten. Der Gedanke, daß man sich von seinen Freunden und Bekannten nicht trennen müsse, rief überall Begeisterung hervor. In Liverpool wurden von einem Freitag bis zum kommenden Montag zwei solche „Freundenbataillone“ ausgehoben. Im Walesgebiet bildete sich eine Brigade derjenigen, die ursprünglich wegen zu geringem Körpermaß zurückgewiesen worden waren. Im ganzen bestehen 304 Freundenbataillone und bis zum Juli 1915 zählte das Heer bereits über zwei Millionen Freiwillige.

Der „National Registration Act“, der am 15. Juli 1915 Gesetzeskraft erlangte, war der erste Schritt zur Schaffung des gegenwärtigen englischen Militarismus, der berufen sein soll, den preußischen zu unterdrücken. Dieses Gesetz nötigte jeden englischen Untertan, Mann wie Frau, im Alter von 15 bis 65 Jahren, den Behörden nicht nur seine Beschäftigung im Augenblicke, wo er vom Gesetz betroffen wurde, sondern auch seine Veranlagungen und Mittel mitzuteilen, die der Staat im Hinblick auf die Landesverteidigung verwenden konnte. So konnten sich die Behörden über die Zahl der waffenfähigen Männer Rechenschaft geben. Die Bestandesaufnahme wurde am 15. August 1915 durch die Ortsbehörden durchgeführt und eingefasste Ausschüsse mußten die Bedürfnisse des Heeres mit denen der Munitionserzeugung und der bürgerlichen Gewerbe vergleichen, um zu vermeiden, daß für diese oder jene Abteilung Männer verwendet wurden, die anderswo nützlichere Dienste leisten konnten. In jener Zeit erließ der König auch einen Aufruf an das englische Volk und dieser, sowie die Aussicht auf eine baldige Einführung des obligatorischen Heerdienstes ließen den Freiwilligenandrang wieder stark anschwellen, daß binnen zweier Monate neue 2,250,000 Mann eingestellt werden konnten. Gleichgültigkeit und Selbstsucht gewisser Kreise veranlaßten die Regierung, nun auch den größten und letzten Schritt zu wagen, nämlich den obligatorischen Wehrdienst einzuführen. Die Vorlage wurde im Januar 1916 eingebracht und passierte rasch die vorgeschriebenen drei Lesungen, so daß sie am 25. Mai 1916 in Kraft erklärt werden konnte. Dieses Ereignis kommt einer Staatsum-



Indische Kavallerie.

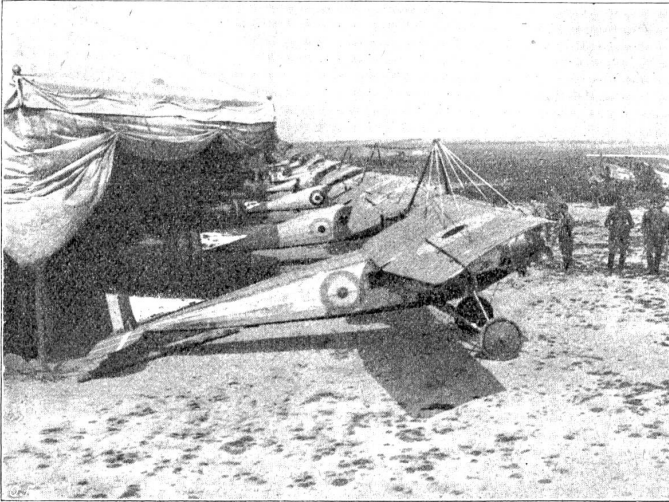
wälzung gleich. Zur Bekämpfung des Militarismus schafft man einen neuen!

Sehr belehrend sind die beiden Kapitel über die Ausbildung des Artillerieoffiziers und des Fliegers. Die Schaffung eines tüchtigen Offizierkorps, ohne das ein Heer nun einmal unbrauchbar ist, war natürlich besonders schwierig. Die Rekruten der höhern Berufsarten erhalten eine kurze Ausbildung bei den Infanterieverbänden. Aus ihnen werden diejenigen ausgelesen, die sich zum Dienst bei der Artillerie eignen. Mathematiker, Wissenschaftler mit akademischer Bildung, Zivilingenieure u. werden als Offiziersaspiranten in die Artillerieschulen geschickt, wo verwundete Artillerieoffiziere als Instruktoren dienen. Die Ausbildung ist kurz, aber sehr streng. Nebst der Uebung an den Geschützen und dem sonstigen Batteriedienst verfolgen die Aspiranten eine Anzahl Kurse in der Geschützkonstruktion und den neuesten artilleristischen Vorrichtungen, den Geschossen und Zündern, den mechanischen Hilfsmitteln für den Transport, im Einbau großer Geschütze, der Feuerbeachtung u. In verschiedenen Examen muß der Aspirant sich über seine theoretischen Kenntnisse ausweisen und erhält nachher die Aufsicht über eine Geschützabteilung. Die eigentliche Schulung erfolgt aber erst auf dem Schlachtfelde.

Ueber den Dienstbetrieb in einer Fliegerschule erzählt Grande: „Die meisten Zöglinge sind sehr jung, voll knabenhaften Selbstvertrauens, das glücklicherweise nichts von Nerven weiß. Die Disziplin ist äußerst stramm und die Arbeit hart. Um vier Uhr morgens (Sommerzeit) macht einer der Instruktoren seine Wetterbeobachtungen. Wenn diese günstig sind, besteigen die zu Morgenflügen kommandierten Offiziere ihre Maschinen um fünf Uhr. Die Flüge werden bis 8.15 fortgesetzt, worauf 1½ Stunden dem Bad und Frühstück gewidmet werden. Um 9.30 steigen die fortgeschrittenen Zöglinge auf zur Ausbildung im Bombenwerfen, in der drahtlosen Telegraphie, Photographie usw. oder zu Fernflügen, wobei 90 bis 100 Meilen vor dem Mittagessen zurückgelegt werden. Unterdessen üben andere Zöglinge unter einem Wachtmeister oder besuchen Unterrichtskurse. Nach dem Mittagessen kommt eine halbe Stunde Uebung im Signalisieren (Morse-System). Von 12.15 bis 5 Uhr sind diejenigen Zöglinge, die nicht in der mechanischen Werkstätte einen Kurs verfolgen, frei. Es wird Sport getrieben oder geruht. Darauf wird wieder geflogen bis zur Dämmerung.“ Der Flieger genießt auch eine zweimonatige Ausbildung in den mechanischen Werkstätten, im Maschinenbau und im Zusammensetzen und Ausbessern von



Schottländer auf dem Rückmarsch vom Schützengraben, Dudelsack spielend.



Ein Aerodrom.

Flugzeugen. Dann macht er ein Examen, einen Probeflug von mindestens 130 Kilometern, mit zwei Landungen innerhalb eines bestimmten Platzes aus einer Höhe von 6000 Fuß. Dann kommt der Fliegeroffizier an die Front.

Mut, Geistesgegenwart, Tapferkeit sind die vornehmsten soldatischen Eigenschaften. Sie können im Großen und Ganzen dem Engländer nicht abgesprochen werden. Er hält sich über Erwarten gut. Im Bewegungskrieg macht sich eine gewisse, begreifliche Unsicherheit geltend, die aber vielfach durch forsches Drauflosgehen wettgemacht wird. (Schluß folgt.)

## Ein Sonntag „auf der Burg“.

Skizzen von der Berner-Essälergrenze. Von Jos. Tschui.  
(Nachdruck verboten.)

### Ins Grenzgebiet.

Im gegenwärtigen Krieg bekommt ein Teil der bernischen Bevölkerung von den gewaltigen Kämpfen, die an der Westfront seit 1914 beinahe ununterbrochen stattfinden, nicht bloß zu hören und zu sehen, sondern auch noch zu spüren. Das Operationsgebiet der Westfront stößt mit seinem Süden an den Kanton Bern. Die Bewohner an der bernisch-jurassischen Nordwestgrenze erleben diesen Krieg gewissermaßen direkt mit. Sie sehen nicht bloß, wie jenseits der Grenze in stockfinstern Nächten die Scheinwerfer aufblitzen und das Gelände absuchen, sie hören nicht bloß das Brüllen der Kanonen, sondern sie sehen auch noch, wie sich in unmittelbarer Nähe die beiden Feinde, Deutsche und Franzosen, gegenseitig belauern — dann „belästigen“ (wie die Presse schon so öfters zu melden wußte, wenn sich die beiden Feinde mit gegenseitigem Hinüberfenden von blauen Bohnen, gefrorenen Schneebällen, die auch bei der größten Hitze nicht schmelzen, und hartgefrorenen Ostereiern „erkennlich“ zeigen) und schließlich zerfleischen. Dann bekommen die Grenzbewohner den Krieg direkt zu spüren, denn bis weit ins Schweizerland hinein erzittert oft die Erde und mitunter verirrt sich eine Bombe oder ein Geschöß auf schweizerisches, in diesen Fällen eben auf bernisches Gebiet. Immerhin macht der Krieg mit seinem eigentlichen Toben und Tosen, mit seinen unberechenbaren Schänden, die er den betreffenden Kriegsländern zufügt, am Grenzstein Halt — oder fängt er an, wie man es nimmt.

Wir wollen uns nun für einen Tag in der Bannmeile eines solchen Grenzsteins bewegen, und zwar an einem Sonntag „auf der Burg“. Ja, auf welcher Burg? Vielleicht

weiß nicht jeder Berner von dieser Burg. Aber schon der alte Geschichtsschreiber und Chronist Hans Jakob Leu wußte davon. Zu dessen Lebzeiten gehörte der heutige Berner Jura noch nicht zu der Schweiz, und über unsere „Burg“ schrieb der obenerwähnte Chronist anno 1750: „In den Bischöflichen Baselschen Landen in dem ober Amt Zwingen (eine Ortschaft im bernischen Laufental) ligt das Schloß, samt dem darzu gehörigen Burgthal“. Da wissen wir nun, daß wir von Bern aus alle fünf Jurafetten zu durchqueren haben, wollen wir diesem „Schloß“ im „Burgthal“ einen Besuch abstatten, vorausgesetzt, daß wir hiezu den kürzesten Weg wählen. Denn der kleine Ort Burg mit seinem geschichtlich-historisch bedeutenden Schloß liegt jenseits des Blauenberges direkt an der Landesgrenze. Am bequemsten wird dieses Reiseziel erreicht per Bundesbahn nach Basel und von dort mit der Birsigtalbahn nach deren Endstation Rodersdorf, von wo aus man nach halbstündigem Wandern „auf die Burg“ kommt. Auf dieser Route müssen wir je zweimal solothurnisches und basellandschaftliches und einmal baselstädtisches Gebiet durchfahren. Wir nehmen diesmal den Weg durch den Jura und befinden uns auf der ganzen Hinreise auf bernischem Gebiet. Die Bundesbahn führt uns nach dem birsigtalischen Städtchen Laufen. Von hier aus führt eine gute Straße mit mäßiger Steigung über Röschenz und über den Blauenberg nach Burg. Auf der Höhe des Berges, beim Meherlenkreuz, weichen wir in südwestlicher Richtung von der Hauptstraße ab und benützen einen alten Nebenweg, auf dem man nach kurzer Wanderung in das kleine Ortschaften, oder wie man in jener Gegend kurzweilig zu sagen pflegt, „auf die Burg“ kommt.

### Geschichtliches vom Grenzort und Schloß Burg.

Burg, das landschaftlich ungemein malerisch gelegene Dörfchen, zählt kaum 200 Einwohner deutscher Zunge. In seiner Nähe sprudeln die Quellen des Birsig, der den romantischen Felskopf umfließt, auf dessen schroffen, zerklüfteten Felsaestell das uralte, aber verhältnismäßig noch gut erhaltene Schloß steht. Vor mehr wie tausend Jahren hatte hier Kaiser Lothar eine Zeit lang seinen Sitz. Später kam das Schloß an das Haus Habsburg-Oesterreich und wurde von diesem im Jahre 1303 an den Bischof von Basel verkauft. Als dessen Vasallen saßen hier die Edeln von Ratsoldsdorf, von Biderthalen und von Wessenberg, denen die Ausübung der hohen, der mittleren und der niedern Gerichtsbarkeit zustand.

Dieser bischöfliche Verwaltungskreis Burg sandte bis 1793 seinen eigenen Vertreter in den Rat des Fürstbischofs von Basel. Im Jahre 1520 wurden Schloß und Dorf von den Bürgern von Basel erobert und das Dorf verbrannt. Die Basler konnten sich jedoch hier nicht halten und mußten ihre Eroberung wieder an den Bischof abtreten. Die Gewaltherrschaft der allmächtigen Edlen von Wessenberg führte zu wiederholtem Widerstand der Bauern, die sich endlich einige Rechte erzwangen. Nach der französischen Revolution errichtete Napoleon hier eine eigene Kirchengemeinde: das französische La Bourg. Auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 wurde dann der heutige Berner Jura schweizerisch. Heute ist Burg nur in politischer Hinsicht eine selbständige Gemeinde, während es kirchlich zu Röschenz (Amtsbezirk Laufen) gehört. Die Bevölkerung treibt ausschließlich Landwirtschaft und Viehzucht. Der kleine Ort selbst, sowie das Schloß und ein gutbekanntes Bad-Hotel sind ein oft besuchtes Ausflugsziel für die Basler und die nähere elsässische Bevölkerung.

### Sonntagmorgen „auf der Burg“.

Droben in der Schloßkirche läutet die Frühglocke. Hier sind die Glocken noch nicht gestorben, wie ihre Schwestern in den nahen elsässischen Dorfkirchen. Der Krieg reicht nur